

# Die Kaffeebohne

Nr. 29

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

## Onkel Franz.

Roman von J. Blicher-Clausen.

(Fortsetzung.)

Die Kranke wurde plötzlich unruhig und ihr Ausdruck war ängstlich und verwirrt. „Ich weiß nicht, wer Du bist. Du sagst, Du seiest eine Bettlerin, aber Deine Hände sind klein und zart, und Du kennst meinen Absoluten, der die Geschenke gibt! Du mußt mir sagen, wer Du bist, hörst Du!“

Sie blieb vor Raja stehen und betrachtete sie mit ihrem Blick. Da begriff Raja, daß sie auf den

Raja überlegte einen Augenblick, dann antwortete sie: „Er hat mich, Dir zu sagen, Du sollst froh und sicher sein, bis er komme.“

Mit leisen Lachen trat die Kranke wieder vor den Spiegel und musterte ihr eigenes Bild. „Froh und sicher!“ wiederholte sie, diesem zurend. „Sag ihm, daß ich es immer sei.“

Raja war der Hals wie zusammengeschnürt, sie wollte etwas antworten, aber da sah sie, daß die

Als Raja daheim ankam, stand Onkel Franz im Zimmer und betrachtete mit lebhaftem Interesse den Jungen, der in seiner Badewanne plätscherte; er hielt ihm eine glänzende Klapper hin, spritzte ihm Wasser ins Gesicht und lockte das erste Lächeln auf seine Lippen.

Raja blieb auf der Schwelle stehen und beobachtete die beiden. In diesem Augenblick fühlte sie sich so mündlich reich in ihrer Mutterliebe und



Die frischgepflückte Kaffee Frucht wird ausgebreitet, um an der Sonne zu trocknen.

Gedankengang der Kranken eingehen müsse, und daß es sich in erster Linie darum handelte, sie zu beruhigen. „Ich diene dem Prinzen,“ sagte sie, „und ich bin mit Gräßen von ihm hier.“

Da flog ein heller Schein über das Gesicht der Kranken, und über die ganze Gestalt verbreitete sich eine willkürliche Ruhe.

„Ich dachte es mir wohl,“ sagte sie, „als ich sie aufrichtete.“ Er weiß, was er mir schuldig ist. Hat er Dir sonst noch etwas aufgetragen?“

Wärterin die Tür leise geöffnet hatte und ihr, den Finger auf den Lippen, winkte. Sie verstand, daß sie gehen müsse, ohne sich zu verabschieden, und sie gehorchte. Das Letzte, was sie, während sie rückwärts zur Tür hinausging, von der Mutter sah, war das stolze, erwartungsvolle Lächeln, mit dem diese ein anderes Schmuckstück in ihrem Haar befestigte und ihrem Spiegelbild zurendete, während sie leise wiederholte: „Froh und sicher... froh und sicher...“

reich in dem Bewußtsein, daß sie einen Freund hatte, auf den sie sich risikolos verlassen konnte.

Aber zugleich wurde der Gegensatz zwischen dem Ort, wo sie herkam, und der Idylle, die sie hier sah, so schneidend, daß ihr die Tränen in die Augen traten. Leise schloß sie die Tür, und Onkel Franz wendete sich bei dem Geräusch um.

„Aber Raja!“ rief er, ihr ängstlich forschend in das bewegte Gesicht sehend: „wo bist Du geblieben?“

Sie schüttelte schweigend den Kopf und schickte das Mädchen nach einem warmen Tuch in die Küche. Behutsam nahm sie das Kind aus der Wiege, trocknete den kleinen, warmen Körper sorgfältig ab und küßte die weichen Glieder wieder und immer wieder, indem sie mit Tränen in der Stimme sagte: „Wie glücklich bin ich, daß ich dich habe — und du sollst nie deine Mutter vermissen!“

Onkel Franz sah sie betrübt an. „Du bist da draußen gewesen,“ sagte er sogleich.

Sie nickte.

„Warum hast Du mich nicht mitgenommen? Ich hätte Dir gerne das Schlüsseltuch erspart,“ sagte er.

Mit einem eigenen Glanz in den Augen sah sie ihn an und erwiderte dann: „Du hast mir schon genug erspart, ich möchte beinahe sagen, Du hast mir zu viel erspart. Aber ich kann Dir nie genug dafür danken.“

„Du darfst mir nicht danken,“ sagte er, „ich tat alles für die, die ich liebe.“

„Ach, trotzdem... Wenn ich daran denke, wie ich Dir vergolten habe!“ rief sie. „Alles hast Du mir erspart, sogar das — was dahinter vorgegangen ist. Und es ist dort etwas vorgegangen. Muß ich weiß ich es. Sie hätte geholt werden können, wenn sie zu rechter Zeit nach Hause gekommen wäre. Glaubst Du das nicht auch?“

Er wandte sich ab. „Nicht unter den obwaltenden Verhältnissen,“ sagte er langsam.

Sie legte das Kind in die Wiege, und als sie sich vergewissert hatte, daß es schlief, setzte sie sich neben Onkel Franz aufs Sofa. „Erzähl' mir von Ihm! Erzähl' es mir!“ bat sie.

Er nickte.

„Nicht umsonst spricht sie immer von dem Prinzen,“ sagte er. „Sie gehört zu den Frauen, die ihr ganzes Leben lang auf ihn warten. Die meisten warten vielleicht — mehr oder weniger unbewußt — auf den Mann; aber die, von denen ich hier spreche, die warten auf den Prinzen. Er muß von königlichem Blut sein, geistig gesprochen — ihre Träume sind so zart, ihr Gedankengefühl so fein — sie weben alles zusammen als einen Einschlag mit ihm, auf den sie warten. Solche Frauen haben stets etwas Eigentümliches, das sich in dem nach innen gerichteten Blick verrät und an dem Schimmer ewiger Jugend über ihrer ganzen Erscheinung, selbst wenn sie schon verblüht ist.“

„Gerade diesen Schimmer hatte sie — sie hat ihn noch. Als sie meinen Bruder heiratete, glaubte sie, er sei der Prinz, aber sie hatte sich getäuscht. Er schob sie nur seiner eigenen Interessen willen auf die Seite, wurde rücksichtslos gegen sie und kümmerte sich nicht darum, daß sie darunter litt. Nach Deiner Geburt war sie mehrere Jahre krank und lag meist zu Bett. Bedenke, es ist nicht leicht für einen Mann, immer eine kranke Frau zu haben. Versuche, ob Du ihn nicht ein wenig entschuldigen kannst.“

Sie legte ihm die Hand auf den Mund. „Soll ich auch entschuldigen, daß er ihr untreu war?“ fragte sie.

„Nein, das nicht.“

„Denn das war es, was sie geknickt hat,“ fügte Raja hinzu. „Ach, wenn ich bedenke, daß Vater auch so war!“ sagte sie, die Hände zusammenpressend, ohne zu bemerken, daß dies „auch“ sie an Onkel Franz verriet.

Bis jetzt war er unsicher gewesen, ob sie das Verhältnis ihres Mannes kenne; nun erhielt er plötzlich Gewißheit, und es war ihm wie eine Erleichterung. Aber mit dem Bärtgefühle, das der Grundzug seines Charakters war, verstand er, daß sie den Kampf am liebsten allein ansprechen wollte, und leitete das Gespräch wieder auf die Kranke.

„Sie ist jetzt glücklicher als seit vielen Jahren,“ sagte er.

Raja schwieg einen Augenblick, dann fragte sie: „Wovon sprichst Du mit ihr, wenn Du bei ihr bist?“

„Natürlich von dem Prinzen. Ich stelle mir vor, wie gut, wie jung, wie schön er sein müßte,

und ich erzähle ihr kleine Züge seines edlen Charakters, ich gebe ihr große Beweise meines guten Herzens.“

Sie sah ihn lächelnd an. „Ja, das ist etwas, das Du verstehen mußt,“ sagte sie mit stolzer Bewunderung in der Stimme. Dann ergriff sie die kleine Klapper, die noch auf seinem Kuten lag, und spielte damit. „Wie merkwürdig, daß Du auch ihm das erste Spielzeug schenkt!“ sagte sie, als er aufstand, um zu gehen.

Er reichte ihr die Hand. „Wenn Du wieder hingehst, dann nimmst Du mich mit; willst Du es mir versprechen?“

„Ja, ich verspreche es.“ Sie legte ihm die Hände auf die Schultern und sah ihn treuherzig an. „Adieu, Onkel Franz, und vielen Dank für alles!“

Als er gegangen war, stand sie lange mit der Klapper in der Hand da, sie unverwandt betrachtend. Dann küßte sie sie plötzlich — heftig — einmal — zweimal — und legte sie alsdann ihrem kleinen Jungen in die Wiege.

## 11

In den folgenden Monaten wüchsen die Eheleute einander so viel wie möglich aus. Raja ging in der Pflege des Kindes ganz auf und verschloß sich mit Gewalt jedem anderen Gedanken.

Aber da geschah es eines Tages, an einem der ersten richtig kalten Tage des Januar, daß sie, nachdem sie einen erfrischenden Spaziergang den Seen entlang gemacht hatte, plötzlich wie in Gedanken stillstand und über die Schlittschuhbahn hinaus sah. Sie konnte nicht begreifen, daß es erst zwei Jahre her sein sollte, seit sie so vergnügt hier gelaufen war.

Den Arm um einen der alten Bäume am Ufer geschlungen, blieb sie stehen und verfolgte die Vorbeigehenden mit den Augen.

Da fuhr ein Mann in flotten Bogen über das Eis. Die kurze Soppe saß stramm auf den schlanken Gliedern, und das lange seidene Halstuch wehte im Winde. Wie ein frischer Windstoß kam er dahergefahrt, und die Leute sahen ihm bewundernd nach. Gerade so war er vor zwei Jahren auch dahergefahren gekommen, als sie dort drilben gesessen und ihre Schlittschuhe angezogen hatte; da hatte er ihre Hand gefaßt, und sie waren miteinander über die glatte Eisfläche hingeglitten und von der Schlittschuhbahn hinaus auf des Lebens große, gewundene Bahn, wo die kleinen, kurzen Strecken ebenso durchlaufen werden müssen wie die großen, und wo es gilt, nicht sich bloß an der Hand zu fassen, sondern ums Herz, wenn man beisammen bleiben soll.

Peter Dam sah in diesem Augenblick noch eben so hübsch aus wie vor zwei Jahren. Die frische Luft hatte seine Wangen gerötet, und die Miße war so tief in die Stirne hineingezogen, daß man den kalten Scheitel nicht sah.

Er schrieb ein paar flotte Zahlen auf das Eis und fuhr dann zu einer jungen, blonden Dame in einem blauen Kostüm hin; Raja kannte sie gut, es war eine ihrer Schulkameradinnen. Ungeniert schlang Peter Dam den Arm um sie, und Raja hörte das leise Lachen der Weiden, als sie an ihr vorilberglitten.

Raja trat hinter den Baum, neben dem sie stand, und wartete, bis sie zurückkamen; sie tat es ganz mechanisch, nicht absichtlich, sondern weil etwas ihren Fuß baunte.

Sausend kamen sie zurückgefahren und hielten ein paar Meter von der Stelle, wo sie, ihnen den Rücken zugekehrt, stand. Und da hörte sie ihn deutlich sagen: „Dann hole ich Dich morgen Abend um elf Uhr.“ Und das Mädchen antwortete: „Aber sei vorsichtig, wenn Du kommst.“

Da wendete Raja sich jäh um und schlug den Weg nach der Stadt ein. Sie hielt ein paar mal an und atmete tief auf, wie um ihre Lungen mit frischer Luft zu füllen.

Ein heftiger Bohn hatte sich ihrer bemächtigt. Schnell und energisch schritt sie weiter, wie jemand, der einen festen Entschluß gefaßt hat. Geradewegs ging sie zu Onkel Franz.

Dieser mußte eben von der Schule heimgekommen sein, denn er stand im Entree und hängte seinen Ueberzieher auf.

„Onkel Franz,“ sagte sie, ohne irgend eine Einleitung. „Ich bleibe keinen Tag mehr unter seinem Dach. Schon allein das Verwelken da ist eine Schmach für mich. Ich will mich von ihm scheiden lassen — hörst Du — um jeden Preis.“

Onkel Franz hatte ihre Hand ergriffen und sie ins Zimmer geführt. Dort ließ er sie sich auf das Sofa setzen und blieb selbst schweigend vor ihr stehen. Dies kam so plötzlich, daß er seine gewohnte Selbstbeherrschung verlor. Wie Blitze fuhren die Gedanken durch sein Gehirn. Was war es doch für ein strahlendes Lächeln des Glückes, in das er plötzlich hineinsah? Welch ein Freiheitsjubel, der sich seiner in diesem Augenblick bemächtigte?

Er schaute zu ihr hinab; warm und rotwangig nach der heftigen Gemütsbewegung sah sie da.

„Mach um jeden Preis scheiden lassen!“ wiederholte sie.

Fragend sah er sie an. „Und wenn er Anspruch auf das Kind erhebt?“

„Ich weiß, daß er es tun wird,“ sagte sie bitter, „er hat es mir zum Voraus gesagt. Aber er kann mir nicht verwehren, es zu sehen, so oft ich will. Und wie es auch immer sein mag, jetzt kann ich es nicht mehr aushalten. Ich will nicht noch mehr ertragen, als ich schon ertragen habe. Es soll doch wohl nicht so weit kommen, daß ich mich selbst verachten muß, weil ich nicht den Mut habe, ihn zu verlassen.“

Noch nie hatte Onkel Franz Raja in solchem Aufruhr gesehen.

Und er war im Begriff, sie in seine Arme zu ziehen, sie an sich zu drücken und zu sagen: „Bleib, bleib sofort! Du weißt, daß Du immer eine Heimat bei mir hast!“ Aber da war es ihm, als höre er in der Ferne einen Rotschrei, es war ihm, als strecke ihm das Kind, mit dem er sich auf so merkwürdige Weise verwardt fühlte, plötzlich die beiden Nerven entgegen und stehe ihm um Hilfe an. Er sah es so deutlich vor sich, wie es mit seinen Fingern nach dem Rand der Badewanne griff, um sich festzuhalten, und wie es ihn mit seinen großen runden Augen ansah, wie wenn diese alles von ihm erwarteten. Ja, einfach alles! Nicht ein kleines Almosen — sondern alles, alles!

Sollte er tun, als ob er es nicht verstünde, als ob er nicht wüßte, daß es sich im Augenblick darnum handelte, es über Wasser zu halten?

Onkel Franz fuhr sich mehrere Male durch das dicke Haar, als wolle er auf diese Weise seiner Gedanken Herr werden, und dann setzte er sich still neben Raja. Noch nie in seinem Leben war er einem wilderen Sturm ausgesetzt gewesen, und es war ihm, als risse er ihm die Seele in Stücke.

Das Leben des vollen Lenzes sang in seinem Blut und brannte in seinem Herzen. Das junge Weib, das neben ihm saß, es war sein, er durfte es besitzen — es wollte ja selbst die Scheidewand niederreißen, die zwischen ihnen stand. Und dann kam so ein kleines Kind in seiner Wiege und verlangte von ihm, daß er das Glück zurückstoßen sollte! Wieder war etwas in ihm, das sich gegen das Opfer aufbäumte. Und wieder war etwas da, das sich unter die vier kleinen starken Worte: „Fordere alles, gib alles!“ still bengt.

„Hast Du vergessen, was Du sagtest, als Du damals von dem Besuch bei Deiner Mutter heimkamest?“ fiel es leise und gedämpft von seinen Lippen. Sie fuhr zusammen und sah ihn mit einem fast versteuerten Ausdruck an.

„Du sagtest zu dem Jungen: „Wie glücklich bin ich, daß ich dich habe — du sollst nie deine Mutter vermissen!“ Onkel Franz wagte Raja gar nicht dabei anzusehen; er fühlte, wie die Worte erlöbend auf ihr und sein Glück fielen.

Mehrere Minuten herrschte vollkommenes Schweigen; nur die alte Uhr über dem Sofa ließ ihr langames, regelmäßiges Ticken hören, und ein Cassenjanze piff drunten durch die Finger.

Dann stand Raja langsam auf:

„Du hast Recht, Dunkel Franz,“ sagte sie, „Du hast immer Recht.“ Damit wandte sie sich ab und ging langsam nach der Türe.

„Du bist mir doch nicht böse?“ fragte Dunkel Franz mit einem unbeholfenen Versuch, zu lächeln, während er sich den Schweiß von der Stirn wuschte.

Da wandte sie sich ihm wieder zu und legte die Hände auf seine Schultern, wie es ihre Gewohnheit war. „Böse?“ sagte sie. „Ach, Dunkel Franz, Du weißt ja wohl, daß ich auf Dich nicht böse sein kann!“

Nachdem sie die Treppe hinunter, aber auf dem ersten Absatz hielt sie an. „Besuche mich in der nächsten Zeit nicht!“ sagte sie, ohne aufzusehen. „Ich glaube — ich glaube, ich kann das Leben besser ertragen, wenn ich Dich nicht sehe.“

Er konnte nicht antworten; schweigend lehnte er sich über das Geländer und folgte ihr mit den Augen. Dann hörte er, wie die Türe hinter ihr ins Schloß fiel, und es war ihm, als habe er sie für immer verlor. Vom Fenster aus sah er sie langsam die Straße hinuntergehen. Und er wußte, daß sie nie wieder kommen würde. Und damals ergrante Dunkel Franz' Haar in einer einzigen Nacht.

(Fortsetzung folgt.)



## Die Anfänge der bürgerlichen Entwicklung.

Von Heinrich Laufenberg.

(Fortsetzung.)

In August 1567 kam Alba in die Niederlande und im folgenden Jahre standen in Gent bereits die Hälfte der Häuser leer. Was Wunder, da die spanische Inquisition den Anspruch tat, es seien die Niederländer mit wenigen Ausnahmen Ketzer und Ketzerfreunde. In der Tat, eine fürchterliche Logik steckte in diesen Worten. Als Handels- und Industrievolk waren die Niederländer ja auf den Verkehr mit aller Welt hingewiesen, und die Inquisition sah in der Verührung eines Ketzers, in dem bloßen Verkehr mit ihm ein todeswürdiges Verbrechen, schlimmer als die Pest! War nicht das Abweichen von den wirtschaftlichen Grundsätzen der Vergangenheit, jede bürgerliche Regierung, die ganze bürgerlich-kapitalistische Entwicklung, auf der Hollands Zukunft ruhte, war nicht das gerade die Ketzererei? Dem fürchterlichen Sekretär Albas, de la Torre, dem stellvertretenden Vorsitzenden des Untrats, legt man mit bezug auf die Holländer die Worte in den Mund: „Die Ketzer brachen die Tempel, die Katholiken taten nichts dawider, folglich müssen alle hängen.“ Und Wilhelm von Oranien schreibt man in der verzweifeltsten Situation des Jahres 1575 die Absicht zu, er habe das Land dem Meere preisgeben und es mit allen seinen Bewohnern verlassen wollen. Mag jener Anspruch nie gefallen sein, mag diese Absicht nie bestanden haben, so ist doch die Legende für die Tatsache bezeichnend, daß es sich in den Unabhängigkeitskriegen der Holländer um einen Existenzkampf in des Wortes materiellster Bedeutung handelte, daß der wahnsinnige Versuch, den wirtschaftlichen Unterbau eines lebenskräftigen Volkes aus der Geschichte auszulöschen, wäre er gelungen, nur im Chaos völliger Vernichtung hätte enden können.

Daß man im letzten Grunde der wirtschaftlichen Verfassung Hollands den Krieg erklärt hatte, zeigt vor allem das Verhalten von Albas Sohn, Friedrich von Toledo. Das Schicksal, das er den holländischen Städten bereitete, unterschied sich in nichts von dem, das die Mauristen in Spanien traf. So ließ er bei der Einnahme Nagardens die Bürger in die Straße zusammenrufen: „ein Mönch ermahnte sie, sich zum Tode bereit zu halten, darauf drangen die spanischen Soldaten ein und alle Versammelten wurden erschossen, erstochen oder zusammengehauen. Sieranf ging es an diejenigen, die in den Häusern waren; die Kinder wurden gespießt, von den Erwachsenen sechzig Personen gegen hohe Geldsummen

am Leben gelassen; dann wurde die Stadt niedergebrannt.“

Dieses Beispiel steht auch gar nicht vereinzelt da. Nicht einmal die Städte, deren Magistrat spanisch gestimmt, deren Bewohner dem katholischen Bekenntnis anhängen, waren vor Plünderung und Brandschatzung sicher. So wurde unter anderem Antwerpen drei Tage lang belagert. Es heißt, daß dabei an die sieben-tausend Menschen umkamen und ungeheure Summen baren Geldes geraubt wurden. Der gesamte Materialschaden, den die Stadt damals erlitt, wird auf 24 Millionen Gulden geschätzt. Dieses System des Vertilgungskrieges macht jene ausnahmslos hartnäckige Verteidigung der belagerten holländischen Städte erklärlich, eine Verteidigung, die es vor Leiden zum Durchbruch der Dämme trieb und die Stadt kaltblütig der Gefahr aussetzte, in den Fluten der Nordsee begraben zu werden, die in Haarlem Frauenkorps organisierte, um sie auf das tapferste an den allgemeinen Ausfällen wider die Belagerer teilnehmen zu lassen. Trotz der ungeheuersten, von ihm befohlenen Grausamkeiten konnte Alba auf dem Totenbette, wenn wir dem Bericht des Reichswaters an Albas Gemahlin trauen dürfen, mit „großer Aufregung betauern“, „daß er durchaus keinen Gewissensbiss verspüre, in seinem ganzen Leben auch nur einen einzigen Tropfen Blutes gegen sein gutes Bewußtsein vergossen zu haben, und daß alle, die er in Flandern habe hängen lassen, Meckeln und Klagen gewesen wären“. Eine solch ungeheuerliche Gewissensverwirrung ist nur dann verständlich, wenn der politisch-religiöse Kampf im letzten Grunde als wirtschaftlicher Gegensatz begriffen wird, in dem das spanische Inquisitions- und die spanische Gesellschaft mit den neuen Gesellschaftsgrundsätzen einen Kampf führten auf Leben und Tod.

Der Brutalität dieses Kampfes entsprach durchaus die infame Rolle, die die Inquisition als Werkzeug der Klassenherrschaft auch in den Niederlanden spielte. Ohne jede Scheu warf sie hier die religiöse Phrase von sich, trat sie als Anwalt nackter Interessen auf. Schon 1550, als Karl V. die Glaubensrichter in einem Edikt „Inquisitoren“ genannt, sollte zu Antwerpen der Verkehr; eine stürmische Bewegung entstand, und viele rüsteten sich zur Auswanderung, ein Beweis, wie die Handelsstädte sich durch die Inquisition in ihrer materiellen Existenz unmittelbar bedroht sahen, wie sie dieselbe als einen gegen den Handel direkt gerichteten Schlag auffaßten. Noch krasser offenbarte sich diese Tendenz, als Alba es in den Niederlanden mit der Einführung einer spanischen Verkehrssteuer, der Alcabala, versuchte. Er verlangte nicht weniger als fünf Prozent Steuer von allen Immobilienverkäufen und den zehnten Pfennig bei jedem Verkauf von Waren und beweglichen Gütern. Das hieß nicht nur dem Großhandel enorme Schwierigkeiten bereiten, es hieß den städtischen Kleinhandel nahezu unterbinden. So kam es dahin, daß in Brüssel die Krämer, die Kaufleute, die Draper, die Bäcker und andere Gewerbe ihre Läden schlossen, nur um sich der Steuer zu entziehen. Alba aber ging nicht nur mit Kriminalgesetzen gegen sie vor; er hieß mit ihnen kurzerhand als wir mit Steuern verfahren.

Diesem, die ihre Läden geschlossen, sollten an den Pfosten der eigenen Türe aufgehängt werden, ein Vorhaben, an dessen Ausführung ihn dann die Wassergewissen hinderten. Immerhin — die Veranlagung zu einer Handels- und Verkehrssteuer mit dem Inquisitionscodez erzwingen zu wollen und damit die Inquisition selbst in eine gegen den bürgerlichen Gewerbetreibenden gerichtete, rühmliche Verkaufssteuer umschlagen zu lassen: schärfer und treffender hätte der grimmigste Gegner das innerste Wesen der Inquisition, ihren pöflichen-kleinlichen Klassencharakter nicht kennzeichnen können.

Es liegt nicht in der Absicht dieser Skizze, einen Abriss vom niederländischen Aufstand zu geben. Es genügt zu sagen, wie der bereits eingangs ange-deutete Gegensatz, in den Flandern und Brabant mit ihrer zurückbleibenden Industrie zu den Nordprovinzen geraten, den Anlaß gab, die Niederlande offen in zwei Teile zu spalten. In den Sübprovinzen

war zudem seit 1577 das proletarische Element in den Vordergrund getreten. In Gent, zu Deventer, in Brüssel, in Dordrecht, in Brügge hatte es die alte Verfassung durch eine rein demokratische ersetzt. Das veranlaßte die besitzenden Klassen, vor allem die wallonische Aristokratie, zum erneuten Anschluß an Spanien.

Wilhelm von Oranien verhielt sich nicht abwartend; ein proletarisches Regime vertrat sich mit der Demokratie, wie das industrielle und handels-treibende Bürgertum, gestützt auf den Calvinismus, sie verstand, gleichfalls nicht. Die Nordprovinzen schlossen sich ihrerseits 1579 in der Utrechter Union zusammen und sagten sich zwei Jahre später im Dekret vom Haag förmlich von Spanien los. In dieser Urkunde war zum ersten Male dem Fürstentum von Gottes Gnaden der Grundsatz der Volkssouveränität gegenübergestellt. Der Fürst, heißt es hier, sei nur darum über die Untertanen gesetzt, daß er sie beschütze und helfe; die Untertanen seien nicht im des Fürsten, sondern dieser im der Untertanen willen da. Vernachlässige er das väterliche Regiment, so sei er nicht mehr als Regent, sondern als Tyrann zu betrachten, und die Untertanen hätten durch Vermittelung ihrer Stellvertreter, der Stände, und in Wahrung der angeborenen Freiheit, die nach den Naturgesetzen mit Gut und Blut zu schützen sei, das Recht, den Fürsten abzusetzen und an seiner Statt einen anderen zu ernennen. So bedeutsam aber auch dieser Grundsatz war und für die ganze spätere Entwicklung wurde, an seiner Wiege bereits steht der Gegensatz von bürgerlicher und proletarischer Demokratie.

Nach den Unabhängigkeitskriegen entfaltete sich naturgemäß der holländische Handel erst recht. Aus der Vereinigung verschiedener Gesellschaften entstand, wie bereits gesagt, die west- und ostindische Kompanie. Die Rolle, die die erstere spielte, ist nur eine klägliche. Sie kam nicht über die primitivste „Handels“form, Seerand und Schmuggel, hinaus. Innerhalb 12 Jahren sandte sie in die spanischen und portugiesischen Meere nicht weniger als 800 Skaper. Soweit sie zur Anlage von Faktoreien schritt, fristeten ihre Niederlassungen, wie New-Amsterdam an der Hudsonbay, das nachmalige New-York, nur ein kümmerliches Dasein. Brasilien, das ihr 1635 in die Hände fiel, mußte sie nach kurzer Frist den Portugiesen wieder überlassen. Die Ureinwohner Amerikas waren eben Jäger, die für die Produkte der holländischen Industrie nur in sehr geringem Umfang Verwendung hatten. Daher kam in diesen Gegenden die holländische Handelsfaktorei nicht einmal gegen das auf der Zwangsarbeit von Sklaven beruhende Plantagensystem der Spanier und Portugiesen auf.

(Schluß folgt.)

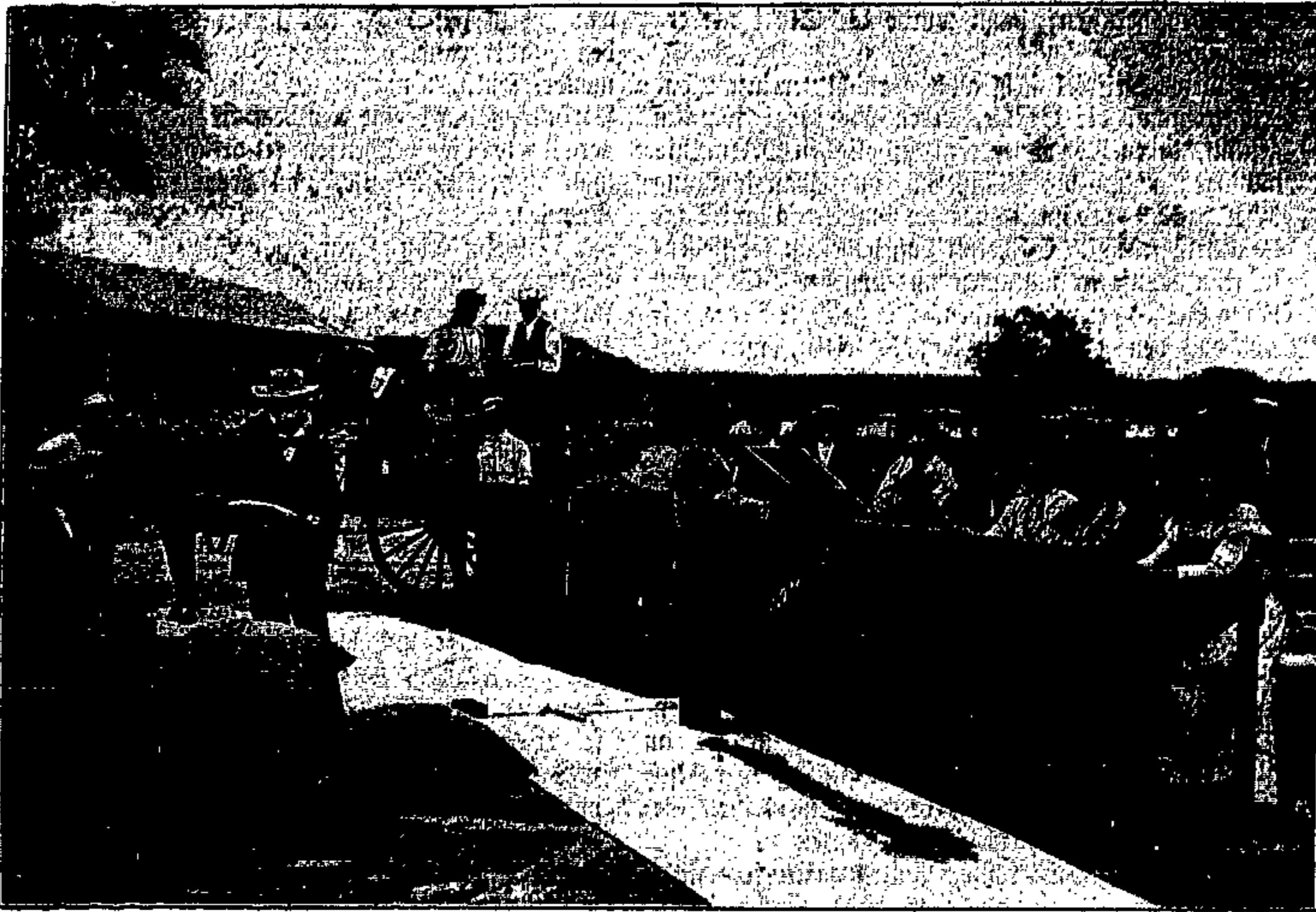


## Kaffee, Thee, Kakao.

Von Kurt Grotzewitz.

W ein, Bier, Akör, was sind das für unheimliche Genußmittel, mit denen der Mensch sein Gemüt künstlich zu erheitern, seinen Geist zu beleben sucht. Die Freude wird zum Nausch, zum blinden Tummel, auf den eine bleierne Ernüchterung folgt. Leib und Geist zerstückelt, werden die alkoholischen Getränke dem unvorsichtig, unmaßig Genießenden ein Fluch, der auf seinem Leben lastet, der selbst mit dem Leben nicht endet und seine gräßlichen Verfolgungen auf die nächste Generation ausdehnt.

Wer wirklich ein abgeschworener Feind jedes spirituellen Trankes ist, der braucht aber darum noch nicht die Genußmittel zu entbehren, die auch eine belebende Wirkung auf den Geist ausüben, und denen man doch weniger einen schädigenden Einfluß weder auf den Leib, noch auf das Seelenleben nachsagt. Kaffee, Thee, Kakao, das sind alltägliche Genußmittel des Kulturmenschen geworden. Jeder kennt und verspürt an sich ihre belebende, aufmunternde, geistig anregende, das Gemüt er-



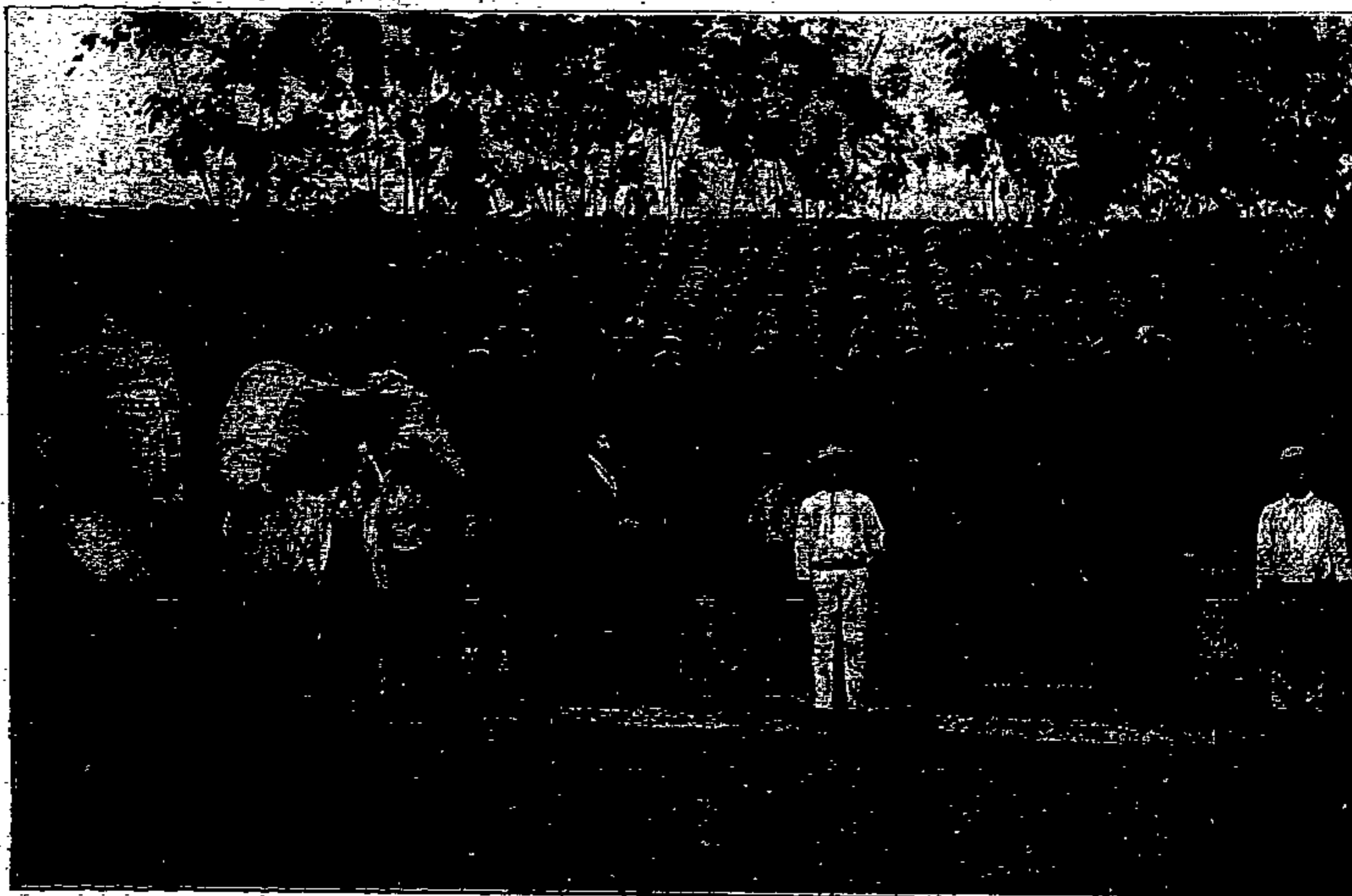
Das Sortieren der Kaffeebohnen.

wärmende Wirkung. Aber ihre Wirkung ist so sanft, so auf die Erweckung feiner, wohlstandiger, ausmüthiger Seelenregungen besessen; daß niemand ihrer gemiltsamwandelnden Kraft mißtraut, im Gegenteil von der Unschuld, ja von der Wohlthätigkeit ihres Einflusses überzeugt ist.

Nun ist allerdings noch zwischen Kaffee und Thee einerseits und Kakao andererseits zu unterscheiden. Der letztere hat vielleicht die am wenigsten stimulierende Wirkung; dagegen besitzt er durch seinen reichen Gehalt an Fett und Eiweißstoffen einen nicht unbedeutenden Nährwert; er ist nicht nur Genuss-, sondern zugleich Nahrungsmittel. Dagegen dürfte der Kaffee doch nicht ganz so harmlos sein, als man gewöhnlich glaubt. Es ist bekannt, daß er, in sehr starker Dosis genommen, direkt Vergiftungen verursachen kann; er dürfte aber überhaupt von vielen Personen zu reichlich und zu häufig genommen werden und vielfach zur Verbreitung oder Verschlimmerung von Nervosität, Blutarmit und Magenkrankheiten beitragen. Diese drei Arten von modernen Kulturkrankheiten dürften ja zum

großen Theil andere Ursachen haben; aber sie haben sich ohne Zweifel seit der Zeit verschlimmert, wo der Kaffee in den breiten Schichten des Volkes noch eine Seltenheit war und durch nahrhafte Mehl- und Brilhsuppen ersetzt wurde. Der Thee ist bei uns weniger in Gebrauch; der Kakao dagegen ist in den letzten Jahrzehnten, sei es in Form von Schokolade, sei es als reiner Kakaoextrakt, ein sehr beliebtes Gemüthsmittel unseres Volkes geworden. Als Nahrungsmittel ist er immer noch zu empfehlen. In Südamerika und in Spanien ist er dagegen das eigentliche Nationalgetränk. Der Thee ist in Rußland und in England das beliebteste der drei Gemüthsmittel, während Deutschland und Oesterreich die eigentlichen Kaffee konsumierenden Länder sind.

Werkwürdigerweise sind die Stoffe, welche das spezifische Belebungsmitel, das angenehme, wohltuende Ingredienz der Kaffee- und der Kakaobohnen sowie der Theeblätter bilden, einander chemisch nahe verwandt. Das Coffein, das Thein und das Theobromin, wie diese Stoffe bei den einzelnen drei Pflanzen heißen, haben eine sehr ähnliche Zusammensetzung.



Das Abwiegen und Verpacken des zum Versand fertigen Kaffees.

Das ist freilich auch das einzige, was sie gemeinsam haben. Denn im übrigen haben die Pflanzen nicht das geringste miteinander zu tun. Obwohl alle drei in warmen oder gar heißen Ländern wachsen, sind sie ihrer inneren Natur und ihrer Verwandtschaft nach ganz voneinander verschieden.

Der Kaffeebaum — um mit ihm zu beginnen — ist eine jener Urwaldpflanzen, die auch für sich ein recht gefälliges Aeußere besitzt, die aber ohne Zweifel unter der Masse derartigen Geschöpfe vollständig unbekannt geblieben wäre, wenn ihre Früchte nicht eine enorme Bedeutung im Welthandel gewonnen hätten. Der Kaffeebaum gehört einer recht bekannten und bei uns sehr verbreiteten Pflanzenfamilie an, nämlich den Krappgewächsen, die außer der Farbpflanze Krapp z. B. das Labkraut und den Waldmeier zu den übrigen zählen. Die Blüten sind sehr regelmäßig nach der Vier- oder Fünfzahl geordnet und die Kronenblätter sind röhren- oder radförmig verwachsen, wobei jedoch in den Zipfeln des Kronensaumes die Vier- oder Fünfzahl wieder zum Vorschein kommt. Die Kaffeepflanze ist ein kleiner Baum, etwa zweieinhalb bis fünfeinhalb Meter hoch. Vergleicht man ihn mit den hohen Bäumen, die den Urwald bilden, so heißt er nur eine schwache Unterholzpflanze war. Gegenüber unseren Labkräutern, den Waldmeisterarten und den übrigen Krappgewächsen, die alle nur kleine, krautartige Pflanzen sind, ist er allerdings ein Miese, ein Holzgewächs, ein

Baum. In dem Schatten des Waldes wachsend, hatte er die Vorrichtungen entbehren können, die so viele Pflanzen heißer Länder gegen die Einwirkung des Sonnenbrandes ausgebildet haben. Dennoch sind seine Blätter ziemlich hart und pergamentartig. Selbstverständlich sind sie immer grün, und sie besitzen jene lederartige Stoffscheibe, jene glänzende Oberhaut, wie wir sie bei so vielen südlichen Pflanzen, beim Gummibaum, den Orangen, dem Lorbeer, den Myrten und unzähligen anderen finden. Die Blätter des Kaffeebaumes sind länglich-oval, zugespitzt, ganzrandig, und stehen einander gegenüber, der Botaniker sagt: sie sind gegenständig; übrigens eine Eigenschaft, die der ganzen Familie der Krappgewächse zukommt.

Aus den Blattwinkeln kommen die Blüten in einem Knäuel von fünf bis sieben Stück hervor. Nach der Fünfzahl aufgebaut, besitzen sie eine schöne weiße Farbe und verbreiten einen angenehmen Vanillegeruch. In großen Mengen angepflanzt, machen diese Bäumchen mit ihrem glänzenden Laube und ihrem schneeweißen, herrlich duftenden Blütenstand einen prächtigen Eindruck. Wenn die Blüten abfallen, dann bleibt an den kurzen Stielen, ähnlich wie bei unseren Kirschen, eine kleine, grüne, kugelige Frucht zurück. Diese wächst nach und nach heran und färbt sich, ähnlich wie die der Kirschen, rot und zuletzt dunkelviolett. Das ist nun die Frucht, um deren willen der Kaffeebaum aus dem Dunkel des Urwaldes gezogen wurde und nun in großen Plantagen vom Menschen angebaut wird.

Allein was wir unter Kaffeebohnen verstehen, das sind doch nicht die ganzen Beeren des Baumes, vielmehr nur die schalenlosen Samenkerne, die in jeder Beere enthalten sind. Jede Frucht hat nämlich eine fleischige Hülle, die eine pergamentartige Kapsel umschließt. Und erst in dieser Kapsel sind die beiden Bohnen als Samenterne enthalten. Aber als wollte die Natur das kostbare Produkt so gut wie nur irgend möglich verstecken, sind die Samenterne nochmals von einer harten Haut, der sogenannten Silberhaut, umgeben. Für die Eimerntung der Bohnen ist diese Verpackung freilich nicht gerade vorteilhaft. Es bedarf daher verschiedener Manipulationen, um die von den Bäumen abgeschalteten oder abgepflückten Früchte so zu zerlegen, daß aus ihnen die reinen Kaffeebohnen gewonnen werden können. Man benutzt dazu allerhand Maschinen. Zunächst entfernt man das Fruchtfleisch und läßt die auf Haufen geschichteten Kerne eine Gährung durchmachen,

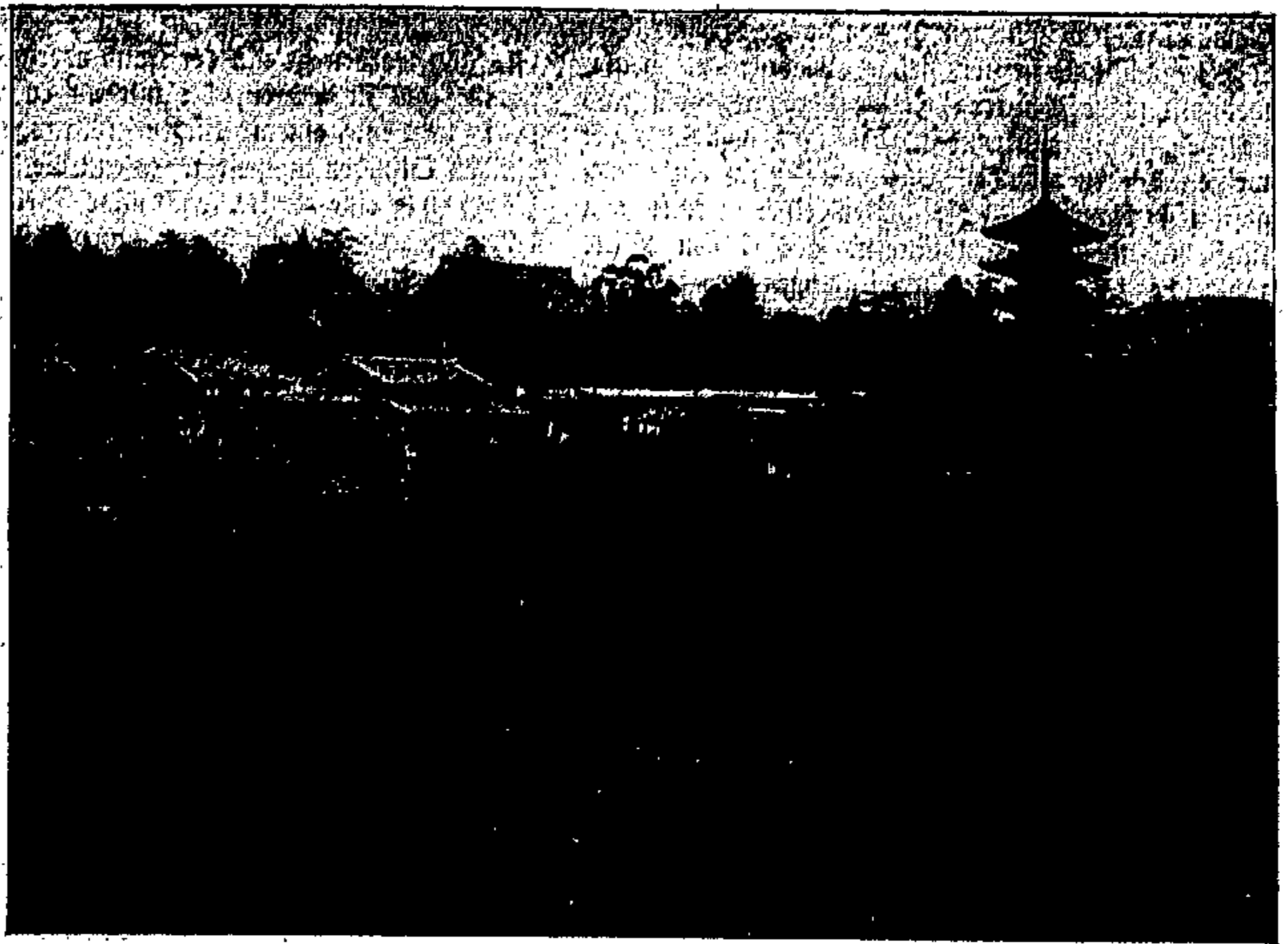
und dann die Schalen und Hünte durch Walzen gereinigt werden.

Der Kaffeebaum hat seine ursprüngliche Heimat im tropischen Afrika. Es sind zwei Arten, die kultiviert werden, sind die den Kaffee des Handels liefern, nämlich Coffea arabica und Coffea liberica. Sie unterscheiden sich aber voneinander wenig, nur daß der letztere in allen Teilen etwas größer ist und auch größere Bohnen liefert. Ursprünglich ist der arabische Kaffeebaum im Osten des dunklen Erdteils, der Liberei an der Westküste einheimisch. Aber gegenwärtig werden beide Arten an verschiedenen Stellen Afrikas, vor allem aber auch im tropischen Amerika und Asien kultiviert. In neuerer Zeit wird die Liberei Art vielfach beim Anbau bevorzugt, da der arabische Kaffeebaum sehr stark unter einer Blizkrankheit leidet. Die Liberei Art ist weniger empfindlich gegen den Witz; auch ist seine Vermehrung insofern einfacher, als sie durch Steckholz leicht bewerkstelligt werden kann.

Der Kaffeebaum ist nicht so ganz einfach zu kultivieren, er verlangt schon einen guten Boden und Schutz gegen die Tropenhitze. Auf Java, das jetzt immer mehr das Hauptland der Kaffeeproduktion geworden ist, dient direkt der Urwald, der ursprüngliche Standort des Baumes, zur Anlage von Plantagen. Allerdings muß er besonders hergerichtet werden, und die holländische Regierung, wie die Privatleute sind eifrig dabei, immer neue Urwaldgebiete für den Kaffeebau in Anspruch zu nehmen. Der Baum liebt nun zwar dichten Schatten, allein wollte man ihn in die Wildnis der Urwaldbäume pflanzen, so würde er doch durch die Wurzeln derselben zu sehr beeinträchtigt werden und wenig tragen. Man säubert zunächst ein Stück Boden und legt auf ihm eine Saatschule von Kaffeepflanzen an, wozu das Saatgut aus den besten renommierten Plantagen genommen wird. Die jungen Pflanzen werden verschult und zum Schutze gegen zu große Sommerhitze mit Blätterdächern überdeckt, welche von Bambusstößen getragen werden. An der Stelle, wo die Sämlinge später stehen sollen, wird der Urwald ebenfalls gänzlich ausgerodet. Doch werden in regelmäßigen Intervallen Schutzbäume gepflanzt, welche den Kaffeebäumen Schatten spenden sollen. Auf sechzehn der letzteren kommt ein Schattenbaum, ein Hektar Land kann 2500 Kaffeebäume aufnehmen. So wächst die Kaffee- pflanze zwar auf Urwaldboden, ja man trägt ihren natürlichen Lebensgewohnheiten soweit Rechnung, daß man ihr außerdem Bäume zur Beschattung gibt. Aber man läßt ihr doch nur wenig Schutzbäume, damit diese nicht dem wertvollen Unterholz unnützig Kraft entziehen. Auf Java werden die Plantagen mit starken Bambuszäunen umgeben, welche das Eindringen von Wildschweinen und von Affen verhindern sollen. Die Kaffeeplantagen werden gut gepflegt, sie werden namentlich gewissenhaft von Unkraut gesäubert, gegen welches die Bäumchen sehr empfindlich sind. Schon im dritten Jahre liefert die Kaffee- pflanze einen kleinen Ertrag. Man läßt die Bäumchen nicht zu hoch werden, um die Ernte zu erleichtern. Wenn sie etwas über zwei Meter hoch sind, so werden sie gestutzt, damit sie mehr in die Breite wachsen. In Brasilien zieht man von Anfang an die Pflanze strauchartig. Der Kaffee- baum fängt ja in sehr frühem Alter an zu tragen, aber seine Lebenskraft hält dafür nicht lange vor. Schon im zwanzigsten Jahre ist die Produktion von Früchten bei ihm meist erschöpft.

Der Kaffeebau ist sehr lohnend, aber die Pflanzen müssen eben auf gutem, tiefgründigem, humusreichem Boden stehen, wenn sie gedeihen sollen. Neuerdings sind viele Plantagen, so auch in den deutschen Kolonien, auf zu flachgründigem Boden angelegt worden. Die Bäume kränkeln und gehen ein, obwohl man zur Gewinnung von Dünger extra Rindviehzucht mit dem Kaffeebau verbindet.

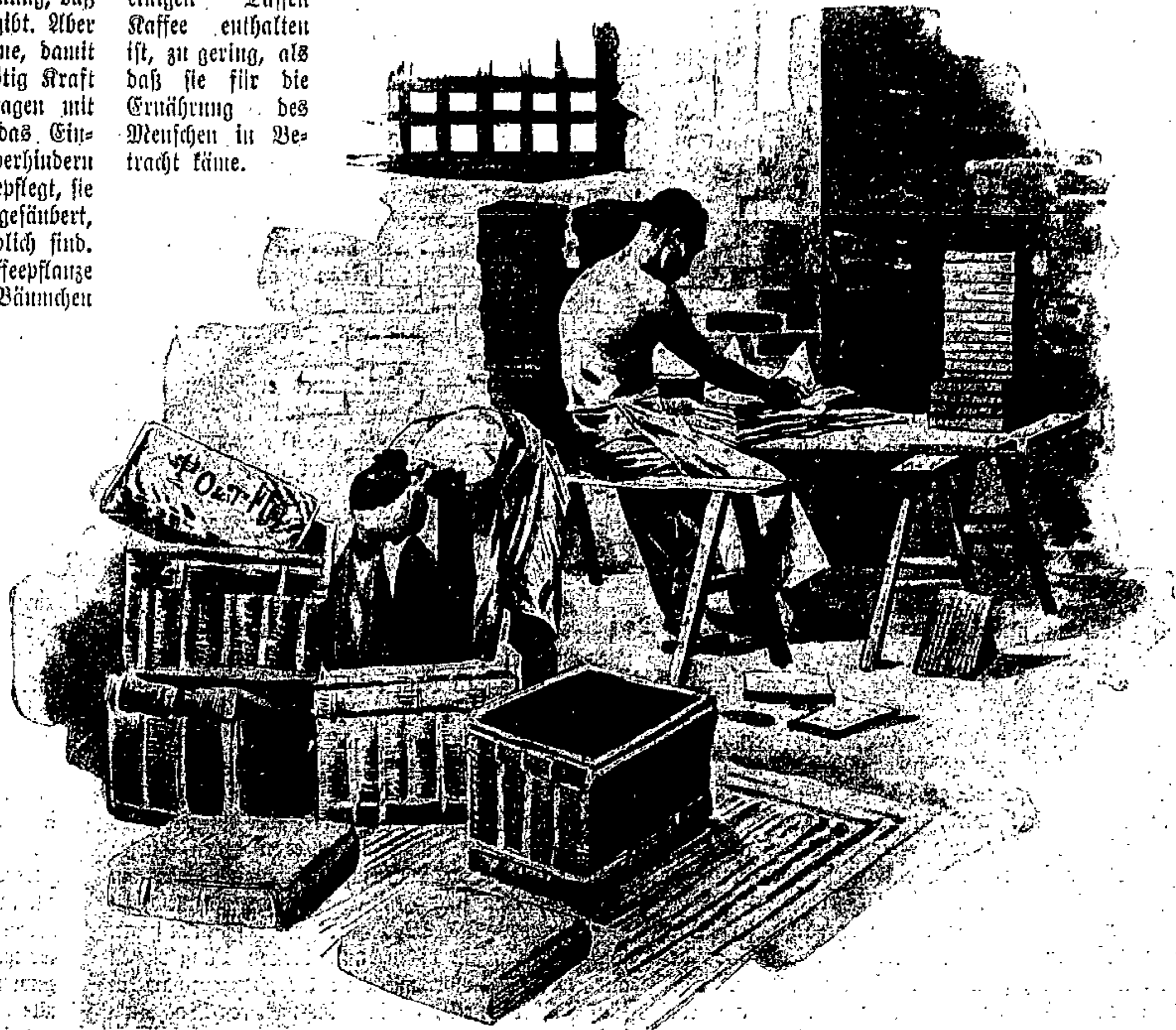
Es giebt eine große Menge von Kaffee- sorten. Als das Ideal aller Sorten ist jedem der Name Mokka geläufig. Allein dieser in Arabien gebaute Kaffee kommt überhaupt gar nicht zum Aus, er wird von den reichen Türken und Persern in



Theegarten in Kyoto.

Asien selbst verbraucht. Im übrigen kommen die geschätztesten Sorten von Java, das Brasilien im Kaffeebau immer mehr überflügelt. Außerdem produzieren Ceylon und neuerdings auch Deutsch- Ostafrika beträchtliche Mengen von Kaffee. Der Gehalt an Coffein ist in den einzelnen Sorten sehr verschieden, er schwankt zwischen einem halben und zwei Prozent. Uebrigens enthalten nicht nur die Bohnen des Kaffeebaumes das wirksame Alkaloid, sondern auch andere Teile der Pflanze, namentlich die jungen Blätter. In den Bohnen befindet sich auch etwas Eiweiß, Fett und Zucker, doch ist die Nährstoffmenge, die in einer oder etlichen Tassen Kaffee enthalten ist, zu gering, als daß sie für die Ernährung des Menschen in Betracht käme.

Noch feiner, man möchte sagen, gräßlicher und ästhetischer als der Kaffee wirkt der Thee auf das Gemüt des Menschen. Was von der Wirkung des Theeproduktes gilt, das ist auch ungefähr das Merkmal der ganzen Pflanze. Der Theestrauch — denn er ist nur ein Strauch — hat ungefähr das Aussehen einer Kamelle; er gleicht dieser vornehmen, stolzen Pflanze nicht nur äußerlich, er ist wirklich mit ihr ganz nahe verwandt. Beide Pflanzen gehören zur Familie der Ternströmiaceen, die bei uns keine Vertreter besitzt. Unsere Johannisbrotgewächse sind jedoch eine Pflanzengruppe, die jenen



P. Falke: Das Verpacken des Thees.

Gewächsen der warmen Zonen nahe steht. Der Theestrauch hat immer grüne, lederartige, ovale, wechselständige Blätter wie die Kamelle, doch sind sie bei dieser ganzrandig, bei ihm gesägt. Die weißen Blüten gleichen ebenfalls denen einer ungefüllten Kamelle. Sie bilden einen Kranz von fünf bis zehn Kronenblättern, aus dessen Mitte zahlreiche Staubgefäße hervorstehen. Mit seinen glänzenden Blättern und seinen aus den Blattwinkeln sich wenig erhebenden weißen Blüten, die ebenfalls wie die des Kaffeebaums einen Wohlgeruch verbreiten, besitzt der Theestrauch ein sehr liebliches, gefälliges Aussehen. Der Fruchtknoten verwandelt sich nach der Blüte in eine braune, holzige, dreikantige Kapsel, welche kirschlerugroße, glänzend braune Samen enthält.

Der Theestrauch, wie er sich jetzt in der Kultur befindet, kommt nirgends mehr im wilden Zustande vor. Dagegen wächst in Assam und in Sikkim noch eine Theeart wild, der assamische Thee, der vielleicht die Stammpflanze der kultivierten Art ist. Er gleicht der letzteren auch sehr auffällig, nur sind seine Blätter doppelt so groß und besitzen eine lange Spitze. Außerdem ist dieser Assamthee kein kleiner Strauch, sondern ein ganz respektable Baum von 10 bis 15 Metern Höhe. Dagegen wird der kultivierte chinesische Theestrauch meist nur ein bis zwei Meter hoch. China ist die eigentliche Heimat und das Hauptkulturland des Thees, aber wie fast alle anderen einträglichen tropischen Gewächse, so wird auch diese Pflanze in den verschiedensten Gebieten der warmen Zonen kultiviert, namentlich in Japan, in Indien, auf den Sunda-Inseln, auf Ceylon und auch in den südlichsten Staaten Nordamerikas, ja neuerdings sogar am Kaukasus. In China, Japan und Korea erstreckt sich der Anbau des Theestrauchs bis zum 40. Breitengrade, doch liegt das eigentliche Kulturgebiet der Pflanze in China zwischen dem 25. und 31. Grade nördlicher Breite.

Die Kultur des Theestrauchs ist eine ganz andere als die des Kaffeebaums. Dieser will Schatten haben, jener liebt volle Sonne. Er wird daher gewöhnlich auf Abhängen angepflanzt, die nach Süden geneigt sind. Die Sträucher werden auch selten in dichten Plantagen, vielmehr einzeln in weiten Abständen von einander gesetzt. Sie erfordern aber gute Pflege, besonders lieben sie reichliche Düngung, und die Chinesen und Japaner sind vortreffliche Landwirte, die solche anspruchsvollen Gewächse mit großer Sorgfalt behandeln. Der Theestrauch wird durch Samen vermehrt; die jungen Pflanzen geben ebenso wie die Kaffeebäumchen schon vom dritten Jahre ab einen Ertrag. Vorteilhaft für die spätere Entwicklung und Ergiebigkeit der Pflanze ist es allerdings, die Ernte erst etwas später zu beginnen. Dreimal, in manchen Gegenden nur zweimal im Jahre werden die Blätter, die ja das Material zum Thee liefern, gepflückt. Am besten, gehaltreichsten, sind die jungen, im März abgenommenen Blätter, die einen seidenartig weißen Glanz besitzen. Sie werden Theeblüten oder Blumen-thee genannt. Wenn der Strauch sieben Jahre alt ist und eine zu große Höhe bekommen hat, so wird er über dem Boden abgeknippt. Alsdann schlagen aus dem Stumpf eine Menge Sprossen hervor, die sich zu einem niedrigen, breiten Busch entwickeln. Das Einsammeln der Blätter wird natürlich durch die geringe Höhe des Strauchs sehr erleichtert.

Auch vom Thee gibt es eine Menge Sorten. Teils haben sich durch die Kultur verschiedene Varietäten der Pflanze herausgebildet, teils aber liefert der Theestrauch auch je nach der Gegend, in der er kultiviert wird, lokale Sorten. Sodann hängt die Qualität, wie bereits bemerkt, auch von der Art der Ernte ab. Die im Frühjahr geernteten jungen Blätter ergeben ein weit besseres Produkt als die später geernteten. Ferner aber unterscheidet man besonders nach der Art, wie die Blätter behandelt werden, grünen und schwarzen Thee. Nach dem einen Verfahren werden nämlich die eingesammelten Blätter langsam bei gewöhnlicher Temperatur ausgetrocknet, bis sie welk und schlaff ge-

worden sind und ihre grüne Farbe verloren haben. Alsdann werden sie mit der Hand oder mit Maschinen gerollt und in Kisten, die mit nassen Tüchern bedeckt werden, einem kurzen Gärungsprozess von einigen Stunden ausgesetzt. Wenn die Blätter durch die Gärung eine dunkle, rotbraune Färbung erhalten haben, werden sie in Darrräumen bei hoher Temperatur getrocknet. Dagegen wird der grüne Thee dadurch gewonnen, daß die Blätter in möglichst frischem Zustande so schnell getrocknet werden, daß sie ihre grüne Farbe behalten. Sie werden nämlich in glühende, eiserne Pfannen gebracht, in denen sie fortwährend umgerührt werden, damit sie nicht anbrennen. Diese plötzliche Erhitzung tötet die Blätter sofort, erhält ihnen aber ihre grüne Farbe. Nach der Erhitzung werden die Blätter gerollt; auch sie machen einen Gärungsprozess durch und werden alsdann getrocknet. In uns kommt meist nur schwarzer Thee, von dem die berühmtesten Sorten Sonchong und Pekko sind. Der Thee wird oft mit Zutaten von wohlriechenden Blüten versehen, er bekommt dadurch ein besonderes Parfüm. Die schlechten Sorten haben meist einen Zusatz von Blättern anderer Pflanzen, die natürlich das nervenbelebende Thein nicht enthalten.

Einer immer mehr steigenden Ginst erfreut sich das Produkt des Kakaobaums. Das ist eine Pflanze von weit robusterem Aussehen als Kaffeebaum und Theestrauch. Es ist ein wirklicher Baum und bleibt es auch in der Kultur. In den Wäldern zwar ist auch er nicht zu zählen; aber eine Höhe von acht bis zwölf Metern erreicht er häufig. Ist der Theestrauch eine asiatische, der Kaffeebaum eine afrikanische, so ist der Kakaobaum eine amerikanische Pflanze. Im wilden Zustande ist er noch heute im tropischen Amerika anzutreffen. Er bewohnt das Gebiet vom südlichen Mexiko an bis zum Amazonenstrom; auch auf den Antillen fehlt er nicht. Natürlich wird auch er außerdem an vielen Stellen des außer-amerikanischen Tropengebietes und vor allem in diesem selbst kultiviert.

Der Kakaobaum gehört ebenso wie der Theestrauch einer Pflanzenfamilie an, die bei uns gar nicht vertreten ist; er gehört zu der rein tropischen Familie der Sterculiaceen, die in unseren Linden- und Malvengewächsen ihre nächsten Verwandten besitzen. Die fünfzähligen Blüten aller dieser drei Familien sind nach einem sehr einheitlichen Typus gebaut. Der Kakaobaum hat imposante, immer grüne Blätter, die oval, ganzrandig, verhältnismäßig dünn, aber doch lederartig hart sind. Während die alten Blätter eine dunkelgrüne Farbe besitzen, sehen die jungen Blätter, wie dies oft bei tropischen Pflanzen der Fall ist, hellrotlich aus; sie hängen — und auch das kommt bei vielen tropischen Bäumen vor — ganz schlaff von den Zweigen herab, als wären sie welk.

Die Blüten des Kakaobaums erscheinen merkwürdigerweise an älteren Zweigen oder gar am Stamm des Baumes aus alten Knospen. Sie treten immer zu Büscheln vereint auf; der Blütenreichtum ist ziemlich groß. Von rötlicher Farbe, sind die Blüten sehr apart geformt, ihre Kronenblätter sind in löffelartige Zipfel ausgezogen. Allerdings sind die Blüten zu klein, als daß sie im einzelnen besonderen Effekt machten. Von dieser reichlichen Menge von Blüten entwickelt sich natürlich nur eine beschränkte Anzahl zu Früchten; trotzdem ist der Ertrag des Baumes immer noch reich genug. Jede Frucht ist nämlich ziemlich groß, sie ist sechzehn bis einundzwanzig Zentimeter lang und acht Zentimeter dick. Sie hängt an einem kurzen Stiele an einem Aste oder gar am Stamm des Baumes. Ihre Form ist länglich und ihre Farbe ein gelbliches Rot. Sie gleicht einigermaßen einer dicken Gurke; doch ist bei ihr die flach eingedrückte dicke Basis am Stiel von dem spitz zulaufenden Oberteil deutlich zu unterscheiden. Die Schale der Frucht ist nicht glatt, sondern in zehn dicken und breiten Längsrippen ausgewölbt. Ursprünglich ist die Frucht scharf in fünf Fächer geteilt, allein beim weiteren Wachstum schieben sich die Gewebemassen, welche die Querwände der Fächer bilden, allenthalben zwischen die

Samen ein. So besteht zuletzt der ganze Inhalt der Frucht aus einem ziemlich einheitlichen Fruchtfleisch, in das zahlreiche Samenerne eingebettet sind. Diese Samenerne sind nun die Kakaobohnen.

Die noch immer steigende Nachfrage nach Kakao und der noch immer recht hohe Preis desselben hat natürlich viele zum Anbau des Kakaobaums gereizt. Allein auch diese tropische Pflanze ist nicht ohne weiteres überall in der heißen Zone kultivierbar. Sie eignet sich nur für ganz bestimmte Verhältnisse, und diese sind leider nur selten gegeben.

Der Kakaobaum ist eine Waldpflanze gleich dem Kaffeebaum, ja er ist es fast noch mehr als dieser. Er wächst so recht eigentlich in den feuchten heißen Urwäldern des tropischen Amerika. In Mittelamerika bevorzugt er die Flußtäler, welche durch die starken Hitze sehr viel Wasser verdunsten und daher stetig mit heißem Dunst erfüllt sind. Außer diesen sind diese Täler gegen Wind geschützt; die dortigen Bäume werden also von keinem Luftzug getroffen, der die feuchte Atmosphäre entführen und die Pflanze zur Abgabe von Wasser nötigen würde. Auch das Amazonengebiet, dieses fruchtbarste, durch seine ungeheuerlichen Pflanzenwuchs bekannte Tropengebiet ist stetig von feuchtem Dunst erfüllt. In solchen feuchten Wäldern geht die Vermoderung abgestorbener Pflanzenteile, ungesäugter Bäume, abgebrochener Äste und Zweige und vor allem der abfallenden Blätter sehr schnell vor sich. Es bildet sich eine gewaltige Humusdecke, welche viel Feuchtigkeit enthält, und in der den Pflanzen das feuchteste Gedeihen gesichert ist. Auf solchem Boden, unter so abnormen günstigen Verhältnissen, gedeiht der Kakaobaum in der Wildnis vorzüglich. Die Indianer ernten von ihm reichlich Frucht, ohne daß sie sich im geringsten um die Pflege des Baumes zu bekümmern brauchen.

So muß denn jede Kultur des Kakaobaums damit rechnen, daß dieser eine Pflanze ist, die auf feuchtem, tiefgründigem, humusreichem Boden in Wäldern wächst, die ihr Schatten und Schutz vor austrocknenden Winden gewähren. Der Kakaobaum ist mehr denn irgend welche andere tropische Kulturpflanze gegen Trockenheit empfindlich. Wo kultiviert werden soll, da muß eine gewisse Luftfeuchtigkeit herrschen. Die Verhältnisse, wo man den Baum anbaut, muß also gehörig geprüft werden, wenn die Anpflanzung Erfolg haben soll. Immerhin gibt es solche feuchtheiße Gegenden in den Tropen auch außerhalb Amerikas; selbst in unseren Kolonien, in Kamerun, in Deutsch-Ostafrika und auf den australischen Inseln sind solche für den Kakaobaum geeignete Landstriche vorhanden, und sie werden tatsächlich auch zu diesem Zwecke verwandt. Allerdings wird bei dem Feuertreiber, mit dem man jetzt die Gründung von Kakaopflanzungen geht, oft die nötige Vorsicht bei der Auswahl des Terrains außer Acht gelassen. Solche auf ungeeignetem Boden und unter ungünstigen Verhältnissen angelegten Pflanzungen können sich natürlich nie rentieren. Unglücklicherweise sind die Gegenden, in denen der Kakaobaum gut gedeiht, gerade für den Aufenthalt von Fieberländern wenig geeignet, da sie meist Brutstätten der Malaria sind.

Die Kakaobäume werden ähnlich wie die Kaffeebäume kultiviert. Man pflanzt zu ihrem Schutz große Schattenbäume an. Auch der Kakaobaum ist eine ziemlich schnelllebige Pflanze. Schon im dritten Jahre blüht er und vom vierten Jahre an gibt er guten Ertrag, während allerdings die Ertragsfähigkeit nur bis zum dreißigsten, günstigstenfalls bis zum fünfzigsten Lebensjahre andauert. Der Kakaobaum wird aus Samen vermehrt, der sehr bald keimt. Die Samenerne werden entweder sofort an Ort und Stelle gesät, wo sie Frucht tragen sollen, oder sie werden vorher in Saatkümpfen aufgezogen und dann in die Plantagen verpflanzt. Der Kakaobaum trägt das ganze Jahr hindurch Blüten und auch Früchte. Die Ernte kann also nicht zu einer bestimmten Zeit erfolgen, sie muß sich vielmehr über das ganze Jahr verteilen. In den reifen Früchten sind die Samenerne, die Kakaobohnen, in einer weißlichen, säuerlich schmeckenden Brei eingebettet

Jede Frucht enthält 25 bis 40 Stück dieser eisfrüchtigen, mandelartigen, schokoladebraunen Samenkerne, die mit einer brüchigen Samenschale bekleidet sind. Die ursprüngliche alte Methode, die Kakaobohnen aus den Früchten zu gewinnen, besteht darin, diese aufzuschlagen und die Kerne mit den Händen aus dem Fruchtbrei herauszunehmen. Diese selbst, sowie die Schale der Frucht, finden weiter keine Verwendung. Die Bohnen werden getrocknet und können alsdann zur Verfertigung von Kakao, jedoch nicht von Schokolade verwendet werden. Sie haben nämlich einen strengen, bitteren Geschmack. Dieser wird ihnen durch ein anderes Verfahren genommen. Man läßt nämlich die frisch geernteten Früchte eine Gärung durchmachen, indem man sie in Haufen schichtet und je nach der Sorte drei bis zehn Tage liegen läßt. Die Haufen erhitzen sich, wobei die Bohnen ihre Keimkraft verlieren und einen milderen, lieblicheren Geschmack bekommen. Auch die Samenschalen lassen sich dann leicht entfernen. Nach der Gärung werden die Bohnen gewaschen, getrocknet und wohl auch nach Größe und Aussehen sortiert. Die wirksame Substanz der Kakaobohnen, das Theobromin, ist in diesen in einem Prozentsatz von 1,34 bis 1,66 enthalten. Außerdem setzen sich die Bohnen aus 46 bis 52 pZt. Fett, 9 bis 18 pZt. Stärke und 14 bis 16 pZt. Eiweiß zusammen. Die Kakaobohnen sind also keineswegs ein bloßes Genussmittel. Mit ihrem ganz hervorragenden Wohlgeschmack, der namentlich von Kindern und weiblichen Personen sehr geschätzt wird, verbindet sich ein nicht unbedeutender Nährwert. Allerdings ist

das Fett etwas zu stark vertreten; aber dieser Fehler wird durch Entblühen des Produktes beseitigt. Dagegen ist der Stärkegehalt etwas zu gering. Es scheint, als ob der Kakao nie die heftigen krankhaften Nervenregungen hervorbringt, wie der übermäßige Genuß von Kaffee und Thee. Das liegt vielleicht daran, daß das Theobromin an sich eine weniger heftige Wirkung besitzt, zum guten Teil wohl aber auch daran, daß der Kakao wegen seines starken Nährgehaltes gar nicht in großen Mengen genossen werden kann. Von allen drei Produkten ist der Kakao ohne Zweifel das wertvollste.

Noch immer ist das tropische Amerika das Hauptgebiet für den Kakaobau. Weder Afrika, noch die für tropische Pflanzenkultur so sehr bevorzugten Südatien, haben ihm diesen Rang streitig machen können. In Amerika wiederum steht die Republik Ecuador in Südamerika als Kakao produzierendes Land obenan. Ihr folgen andere süd- und mittelamerikanische Staaten, während die westindischen Inseln die Kultur des Kakaobaumes wenig rationell betreiben. Von unseren Kolonien hat Kamerun einen nennenswerten Kakaobau, der allerdings durch Schädlinge, besonders eine Wanze, bedroht wird.

Alle drei tropischen Pflanzen, der Kaffee- und der Kakaobaum wie der Theestrauch, sind Kulturgewächse. Als Amerika entdeckt wurde, fanden die Spanier den Kakaobau bereits unter den Eingeborenen vor; er reicht in Mexiko bis in die ältesten Zeiten zurück. Durch die Spanier wurde dann auch das Abendland mit dem neuen Produkt bekannt gemacht. Dieses fand indes erst den richtigen Anklang,

als der Florentiner Carletti, der lange in Westindien gelebt hatte, im Jahre 1606 seinen Landsleuten die Methode bekannt gab, nach welcher aus den Bohnen Schokolade bereitet wird. Von Italien und Spanien aus verbreitete sich der Kakao dann über das übrige Europa.

Nicht so alt wie die Kultur des Kakaobaumes ist die des Theestrauches. Nachweisbar ist die letztere erst im sechsten Jahrhundert in China. Europa erfuhr von der Existenz dieser Kultur erst im Jahre 1559. Die Holländer brachten dann im Jahre 1610 wirklichen chinesischen Thee in ihre Heimat. Nach Rußland kam er noch später, erst im Jahre 1638, wo ihn russische Gesandte auf dem Landwege durch Asien als Geschenk für den Zaren mitbrachten. England, in dem später als in Holland und Rußland das Theetrinken allgemein üblich wurde, erhielt das neue Produkt erst im Jahre 1650. Lange Zeit war der Theehandel Monopol der Ostindischen Compagnie. Als dieses im Jahre 1820 aufgehoben wurde, stieg die Einfuhr nach Europa ganz bedeutend.

Auch der Kaffeebaum ist keine sehr alte Kulturpflanze, wenigstens, wenn man ihn mit Weizen und Gerste und anderen sehr alten Kulturgewächsen vergleicht. Als die Araber nach dem Aufstehen von Mohammed in die Geschichte der Menschheit eingriffen, da wurde auch der Kaffee zur Kulturpflanze. Nach Europa gelangte er erst ziemlich spät; erst im Jahre 1652 wurde in London das erste Kaffeehaus Europas eröffnet. Jetzt hat sich das Getränk so eingebürgert, daß es kaum noch mehr verbreitet werden kann. —

## Der Spartopf.

Humoristische Erzählung von W. W. Jacobs.

(Fortsetzung.)

Den nächsten Morgen hatten sie alle ihr Frühstück in 'ne Kaffeehalle, und als sie da mit durch waren, sagte Hein, der bis da kein Wort gesprochen hatte, daß er und Peter Schlichting 'n bisschen Geld haben wollten zum Leben. Er sagte, sie zögen es vor, allein zu essen, denn Thomas sein Gesicht verdirbe ihnen den Appetit.

„Is gut,“ sagte der alte Mann. „Ich will meine Gesellschaft keinen nich aufdrängen,“ und nachdem daß er für 'ne Minute oder zwei scharf nachgedacht hatte, steckt er die Hand in die Hosentasche und gibt jeden eine Mark fünfzig.

„Wo is das für?“ meinte Hein und starre das Geld an. „Schwefelsticken?“

„Das is Euer Taschengeld für den Tag,“ sagte Thomas, „und es is reichlich. Ihr habt siebzig Pfennig für Mittagessen und fünfzig Pfennig für Abendessen. Und wenn Ihr mit Gewalt hingeh'n wollt und Euch in Bier versaufen, dann bleiben Euch noch dreißig Pfennig dafür.“

Hein versuchte mit ihm zu sprechen, aber er war so überwältigt, daß er's nich konnte. Dann schluckte Peter Schlichting was runter, was er gerade sagen wollte, und bat den alten Thomas ganz höflich, es für ihn doch einen Taler voll zu machen, weil daß er nach Bergedorf fahren wollte und seine Mutter besuchen und da nich gern mit leere Hände antommen wollte.

„Du bist ein guter Sohn, Peter,“ sagte der alte Thomas, „und ich wollt' bloß, da wären mehr so wie Du. Wenn Du willst, fahr' ich mit Dich runter; ich hab' doch nich zu tun.“

Peter sagte, das wäre sehr fremdlich von ihm, aber er wollte lieber allein gehen, denn seine Mutter wär' man schlichtern vor Fremde.

„Gut, ich will dann mit zum Bahnhof kommen und 'n Biljet für Dir nehmen,“ erwiderte in seiner gelassenen Art Thomas.

Au verlor aber Peter ganz seine Geduld und schlug mit die Faust auf'n Tisch und schlug das halbe Geschirr kaput. Er fragte Thomas, ob er ihn und Hein Bulmeier für dumme Jungen hielt, und er sagte ihm, wenn er sie nich auf die Stelle all ihr Geld geben läßt, dann würd' er 'n von den ersten Konstabler, den sie trafen, auf der Stelle verschlitten lassen.

„Ich bin bange, Peter, Du haltest garnich die Absicht, Deine Mutter zu besuchen,“ sagte der Alte.

„Ghr' mal zu,“ meinte Peter, „willst Du uns jetzt das Geld geben?“

„Nä, und wenn Ihr auf die Kniee fallt,“ sagte der alte Mann.

„Is gut,“ erwiderte Peter und stand auf und ging raus; „denn konnt' mal mit längs, bis wir 'n Konstabler finden.“

„Ich bin dabei,“ sagte Thomas, „aber ich hab' den Schein, den Ihr unterschrieben habt.“

Peter antwortete, er scheerte sich 'n Denkel d'rinn und wenn 'r fünfzig Scheine hätte, und so gingen sie denn weiter und guckten nach 'n Konstabler aus, was 'ne ungewöhnliche Sache für sie war.

„Ich hoff' bloß um Euretwillen, daß es nich derselbe Konstabler is, den Du und Hein Bulmeier in die Anlagen verprügelt habt, die Nacht, ehe Ihr auf die „Chemnitz“ angemustert habt,“ sagte Thomas und warf die Lippen auf.

„Das is wohl kaum anzunehmen,“ sagte Peter und wünschte im stillen, er hätt' doch man lieber den Schnabel gehalten.

„Aber ich glaub', wenn ich's ihn sage, wird er 'n bald rausfinden,“ sagte Thomas. „Da konnt' g'rade einer längs, Peter, soll ich ihn stoppen?“

Peter Schlichting sah ihn an und dann blickte er Hein an, und sie gingen vorbei und knirschten mit die Zähne. Sie klebten den ganzen Tag an Thomas und versuchten, ihr Geld wiederzutragen, und die Namen, die sie ihm gaben, da mußten sie sich selbst über wundern. Und den Abend stellten sie das ganze Zimmer wieder auf'n Kopf und suchten nach ihr Geld und hatten wieder allerlei Malesche, als sie von Thomas verlangten, daß er aufstehen sollt', weil sie sein Bett durchsuchen wollten.

Den nächsten Morgen hatten sie ihr Frühstück wieder zusammen und Hein versuchte es auf 'ne andere Manier. Er war sehr nett gegen Thomas und trank drei große Tassen Kaffee, um ihn zu zeigen, daß es schon anfang, ihn zu gefallen, und als der Alte sie ihre eine Mark und fünfzig gab, lächelte er und sagte, er hätte gern 'n paar Mark extra den Tag.

„Alles in Ordnung, Thomas,“ sagte er. „Ich würd' nich trinken, und wenn Du mich darum bitten läßt. Es is g'rade, als wenn ich 'r garnich mehr nachfrag'. Ich hab' es gestern Abend noch gesagt.“

„Das stimmt,“ pflichtete Peter bei, „und ich auch.“

„Denn is es doch zu Deinem Besten gewesen, Hein,“ sagte Thomas und klopfte ihm auf 'n Buckel.

„Das is wahr,“ meinte Hein so zwischen seine Zähne durch, „und ich dank' Dir auch dafür. Ich hab' kein Verlangen, zu trinken; aber ich dacht', ich wollt' heut' Abend mal in 'n Dingeltangel gehen.“

„Wohin gehen?“ sagte der alte Thomas und richtete sich auf und knick 'n ganz entsezt an.

„'n Dingeltangel,“ sagte Hein, und versuchte sich zu beherrschen.

„'n Dingeltangel?“ sagte Thomas, „aber das is ja noch schlimmer, als 'n Wirtshaus, Hein. Ich würd' 'n schlechter Freund von Dir sein, wenn ich Dich dahin gehen ließ, ich der k gar nicht d'rau.“

„Was scheert denn Dich das, Du graubärtige Schlange?“ schrie nun Hein, halb verrückt vor Wut.

„Warum läßt Du uns nich zufrieden. Warum kümmerst Du Dich nich um Deinen eigenen Kram? Es is unser Geld.“

Thomas versuchte mit ihm zu reden, aber er wollt' von nich was hören und er machte solchen Madau, daß schließlich der Wirt von die Kaffeehalle ihn aufforderte rauszugeh'n. Peter ging ihn nach und in ihre Wut gingen sie hin und gaben ihr Taschengeld für den Tag in die erste Stunde aus und denn spazierten sie durch die Straßen und stritten sich über den Tod, den sie den alten Thomas wünschten, wenn seine Zeit käm'.

Mittags gingen sie nach ihr Logis zurück, aber da war keine Spur von den alten Mann, und wo sie so hungrig und durstig waren, trugen sie all ihr überflüssiges Zeug zum Pfandleiher und kriegten so erst mal wieder genug Geld. Just um ihre Unabhängigkeit zu beweisen, gingen sie in zwei Dingeltangel, und als wenn sie 'ne Idee hätten, daß sie Thomas damit schaden täten, gaben sie jeden Pfennig aus, ehe daß sie nach Hans gingen, und saßen dann auf 'n Bett und erzählten ihr, was sie all auf ihren Dummel erlebt hatten.

(Schluß folgt.)

## An die Entfernte.

Diese Rose pflück' ich hier,  
In der fremden Ferne;  
Liebes Mädchen, dir, ach dir,  
Brächt' ich sie so gerne!

Doch bis ich zu dir mag zieh'n  
Viele weite Meilen,  
Ist die Rose längst dahin,  
Denn die Rosen eilen.

Wie soll weiter sich ins Land  
Lieb' von Liebe wagen,  
Als sich blühend in der Hand  
Läßt die Rose tragen;

Oder als die Nachtigall  
Salme bringt zum Neste,  
Oder als ihr süßer Schall  
Wandert mit dem Weste. —

Lenau.

## Ein Chinesischer Almanach.

Zu diesem Jahre wird von der Regierung in Peking ein Almanach herausgegeben, von dem behauptet wird, daß er schon seit 2000 Jahren vor unserer Zeitrechnung fast regelmäßig erschiene wäre, mithin die älteste Publikation der Welt sei. Dieser Almanach findet nicht nur in China Verbreitung, sondern auch in fremden Ländern, wo sich Chinesen niedergelassen haben. Es gehen z. B. viele Tausende Exemplare nach Amerika. Mit großem Interesse sehen die Chinesen dem Erscheinen des Werkes entgegen; es gilt ihnen als sehr wertvoll und wichtig, und ist ihnen in vielen Dingen des täglichen Lebens Führer und Ratgeber. Jedes Exemplar ist mit dem Regierungsstempel versehen und schwere Strafe trifft denjenigen, der den Almanach nachahmen oder etwas Fehliches herausgeben wollte. Für die Beamten und gebildeten Chinesen wird eine Ausgabe von 300 Seiten hergestellt; für das allgemeine Publikum ist die Ausgabe nur halb so stark; eine dritte Ausgabe ist ganz klein und billig, für die Landleute berechnet. Mit der Zusammenstellung sind zwei Aemter in Peking besonders beschäftigt; das wichtigste haben die Astronomen und die Astrologen zu besorgen. Ueber die Bewegung der Himmelskörper, besonders über Sonnen- und Mondfinsternisse, steht in den kleineren Ausgaben absichtlich nichts, um die unwissenden und abergläubischen Leute nicht zu beunruhigen und unzufrieden zu machen. Die Masse der Bevölkerung hält die Regierung in Peking für ungewöhnliche Naturereignisse verantwortlich und nimmt an, daß der Kaiser und seine Minister den Zorn der Götter erregt haben.

Der Kalender ist eigenartig. Die Chinesen rechnen nach Mondmonaten, und kennen die Einteilung in Wochen nicht; es gibt keine Sonntage. Der Tag wird in 12 Teile, je zu zwei Stunden eingeteilt. Das Jahr zerfällt in verschiedene Perioden; 8 Haupt- und 16 Nebenperioden; da gibt es Regen-, Schnee-, Hitze- und Kälteperioden, sowie andere nach dem Wechsel in der Zeit- und Pflanzenwelt. Zwölf Mondmonate ergeben noch kein Sonnenjahr, daher muß von Zeit zu Zeit ein Monat eingeschaltet werden; als Schaltmonat wird dann der sechste Monat doppelt genommen. Die Chinesen rechnen ihre Zeit von dem Regierungsantritt des jetzigen Herrschers an. Das gegenwärtige Jahr ist das 31., welches am 3. Februar 1875 begann. Ueber den Festen im Kalender steht das Neujahrsfest obenan; es beginnt mit dem ersten Neumond nach dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Wassermannes. Am 5. Tage des 5. Monats, diesmal am 5. Juni, findet das Drachenbootfest statt. Dies Fest ist sehr alt und dem Andenken eines Ministers gewidmet, der sich aus Kummer darüber, daß ihn sein Kaiser ungnädig entließ, ins Wasser stürzte. Später wurde sein Wert erkannt und seine Leiche in ganz China gesucht.

Ein Hauptteil des Almanachs ist dem Aberglauben gewidmet, und hier haben die Astrologen ihre Arbeit, alle die glücklichen und unglücklichen Tage eines Jahres herauszufinden. Eine Hauptfrage für jeden Chinesen ist es, für alles, was er vornimmt, einen Glückstag zu wählen; da ist ihm der Almanach unentbehrlich. Hier wird ihm angegeben, wie er die bösen Geister, die überall lauern, verjagen oder wie er ihnen entgegen laufe. Was die Träume zu bedeuten haben, wie Krankheiten zu behandeln sind, wie am besten in Haus und Darm gewirtschaftet

wird, sogar Warnungen gegen Unglücksfälle, alles ist im Almanach. Häufig sind die Schriftzeichen in Rot gehalten; das bedeutet immer etwas gutes, heißt Not ist die Farbe der Freude, die Glückfarbe bei den Chinesen. Auch Illustrationen sind mannigfaltig vertreten, darunter drohende Götzenbilder. Die Seiten des Almanachs sind nicht numeriert, jedes Blatt ist doppelt, von oben nach unten gefaltet und nur eine Seite ist bedruckt, weil das Papier sehr dünn ist; die Größe ist etwa 20 Zentimeter Länge und 4 Zentimeter Breite. Dies Werkchen bildet für viele Chinesen die einzige Literatur, die sie während des ganzen Jahres studieren. — a. b.

**Billiger Schuldenerlass.** Der mittelalterliche römische Rechtsbegriff kannte nur zwei Sorten von Menschen, den Freien und den in irgend einer Weise Hörigen. Jeder Freie, mußte seine Freiheit beweisen können durch Urkunde oder Zeugnis von Nachbarn. Wer dies nicht konnte, galt als unfrei und mußte einen Herrn haben, der über ihn die Vormundschaft ausübte. Daher wurde jeder Fremde, der in Deutschland einwanderte, jeder Schiffbrüchige, den der Sturm ans Land warf, unfrei, wenn er seine Freiheit nicht durch Urkunden zu beweisen in der Lage war.

In Ermangelung eines anderen Herrn wurden die Fremden zunächst unfrei zu Händen des Kaisers, der sie unter seine Kammerknechte aufnahm. Als Fremde, Eingewanderte gehörten auch die Juden zu den kaiserlichen Kammerknechten. Sie galten daher nach römischem Rechte durchaus als Unfreie, als Hörige, und durften von ihrem Eigentümer, dem Kaiser, verpachtet oder verkauft werden nach Belieben. Sie hatten auch kein persönliches Eigentum. Alles, was die Juden besaßen, gehörte dem Kaiser, der damit zu jeder Zeit machen konnte, was er nur wollte.

Es kann daher nicht wundernehmen, daß die Fürsten skrupellos über Person und Vermögen ihrer hörigen Kammerknechte verfügten. So wurde 1221 in Pözers der reiche Benjamin an die Tochter des Untergrafen als Aussteuer verheiratet; 1200 schenkte Eduard I. seinem Bruder Edmund in London den Juden Leon. Ebenso selbstherrlich verfügten die Fürsten über die jüdischen Vermögen. Besonders gern erließen sie ihren christlichen Untertanen die Schulden, die sie bei den Juden hatten. Um des Greisheit seines Vaters willen erließ Ludwig IX. von Frankreich allen jüdischen Schuldnern ein Drittel ihrer Schulden. Selbst von den bereits gezahlten Summen mußten die Juden ein Drittel wieder herausgeben. Dergleichen befahl er, daß Christen nicht jüdischer Schulden wegen verhaftet, noch ihr Eigentum mit Verpfändung belegt werden dürfte.

In Deutschland waren es besonders Ludwig der Bayer, Karl IV. und Wenzel, die jederzeit bereit waren, auf diese billige Weise ihre christlichen Schuldner aus den Händen der jüdischen Gläubiger zu befreien. 1341 erließ Ludwig der Bayer dem Kloster Waldsassen die Schulden, die es bei den Juden von Eger hatte. 1348 erließ derselbe Ludwig dem bis über die Ohren an Kothmarer und Schlettstädter Juden verschuldeten Ulrich von Würtemberg die aufgenommenen Beträge, was Karl IV. dem Eberhard von Würtemberg 1341 nochmals bestätigte. Die Kothmarer und Schlettstädter Juden waren aber nicht ohne weiteres bereit, dem Kaiser zu gehorchen. Sie warben Soldner, rückten nach Würtemberg und pfändeten und raubten die unglücklichen Bauern aus, die also auch in diesem Falle, wie immer, die Suppe die andere eingebrocht, auslöffeln mußten. 1340 bezahlte auf diese Weise Markgraf Rudolf von Baden durch Erlaß Karls IV. die Wären, die er in Strazburg angebunden hatte. Am ärgsten machte es 1390 Kaiser Wenzel. Er trieb das Judenpressen im Engros, aber nur dann, wenn er von der Beute einen hübschen Wagen abbetam.

So erließ er dem Herzog Friedrich von Bayern seine jüdischen Schulden gegen eine Zahlung von fl. 15 000. Ebenso viel zahlte der Graf von Dettingen. Nürnberg gab fl. 4000. Der Rat machte dabei noch ein feines Geschäft, denn er erhob 30 pzt. der ursprünglichen Schuldsommen von den jüdischen Schuldnern zur Dedung dieser fl. 4000; er nahm aber fast doppelt soviel ein, wie er gegeben. Rothenburg a. d. T. löste sich mit fl. 1000 an den Kaiser usw. Daß bei solchen Manipulationen alle Ehre und Treue, alles Vertrauen, der Glaube an die Heiligkeit der geschworenen Eide zum Teufel gehen mußte, war klar. 1335 entband Heinrich, Erzbischof von Mainz, zum Zweck des Judenpressens alle Bürger von Worms, Speyer, Strazburg, Basel, im Namen des Herrn von ihren den Juden geleisteten Eiden.

Von solchen schiefen Mitteln bis zur direkten Gewalt und Exzession war nur ein Schritt. Und

die häufig wurde ein solcher getan! 1284 ließ der König von England einen Juden in Weistad, der ein Vermögen von 10 000 bezuggeben, die er gab, in die Freiheit war, jeden Tag einen Bahir ausziehen. Der den Tage bleib der Mann die Tortur aus, dem beugte er sich der brutalen Gewalt. Wenn er nicht III. von England Geld brauchte, ließ er sich ein Paar Juden auf die Folter spannen. Krüger, Markgraf, Erzbischof von Magdeburg, sollte 100 000 000 000 Mantele für seine Wahl nach Rom bezahlen. Um diese ungeheure Summe an zu bringen, ließ er alle Juden in Magdeburg und Stadt am Vorabend des Festes ins Gefängnis werfen, zu dem ihre Geldtaschen erbrochen und so lange foltern, bis die Summe zusammengebracht war. 1292 wollte Adolf von Nassau, auf ähnliche Weise in aller Eile die Schwindsucht A. 20 000 von den Juden in Frankfurt a. M. aufziehen, um die Kosten eines öffentlichen Banketts bezahlen zu können. Der Kaiser, gemühter von Frankfurt schloß aber die Juden vor der kaiserlichen Folter, und so mußte der Kaiser seine Bede auf andere Weise aufzubringen suchen. — a. b.

**Wirkung von Warnungsfarben auf gewisse Eidechsen.** Die Bedeutung greller Farben und Zeichnungen, mit denen wir manche Tiere geschmückt finden, ist in der ersten Zeit des Darwinismus sehr übersehen worden. Es fehlte noch fast ganz und gar an positiven Beweisen, daß jene grellen Farben tatsächlich Warnungszeichen sind, durch welche sich Tiere abschrecken lassen. Eine Menge Versuche in dieser Richtung hat Annie S. Britchett angestellt. Nach einem Berichte der Naturwissenschaftlichen Wochenchrift wurden die Experimente mit Eidechsen aus Texas vorgenommen, denen grell gefärbte Insekten vorgelegt wurden. Eine Eidechsenart verzehrt mit ganz wenigen Ausnahmen alle Insekten, die mit auffälligen Farben versehen waren. Diese Insekten wiesen die typischen Schreckfarben auf, sie wiesen eine Zeichnung von Schwarz mit Gelb, Orange oder Rot.

Dieselben Eidechsen entbeden auch solche Schmetterlinge, die in ihrer Gestalt und Farbe ein weisses Blatt nachahmen und dadurch unerkennbar zu sein scheinen. Nur Wanzenarten, die einen starken Geruch und Geschmack besitzen, wurden mit viel Widerstreben angenommen oder gänzlich unbeachtet gelassen, ganz gleich, ob sie Warnungsfarben besaßen oder nicht. Unter den Käfern war eine mit schwarzen und gelben Farben gezeichnete Art, der gelbbraune Blasenkäfer, gegen die Angriffe der Eidechsen geschützt, da aus seinen Gelenken ein Saft austritt, wenn ein Feind ihn berührt. Zunächst alle Dinge bemächtigten sich die Eidechsen der Käfer abum, bis sie ließen sie aber sofort wieder los, und fanden schließlich ganz davon ab, diese Tiere anzugreifen. Auch ein Tausendfüßler wurde von ihnen vernichtet, der ebenfalls einen scharfen Saft abgibt.

Eine andere Eidechsenart, mit der auch Experimente angestellt wurden, schien allerdings weit mehr vor Warnungsfarben zurückzuschrecken. Sie wies eine größere Anzahl von grell gezeichneten Insekten vor, die ihr vorgelegt wurden. Nur gehören diese mit Warnungsfarben ausgestatteten Kerbtiere fast allen Gruppen an — Schmetterlingen, Käfern, Wanzen — die an und für sich nicht die gewohnte Nahrung der Eidechsen bilden. Die in Gegenwart von Grillen, Heuschrecken, Spinnen leben. Der Bericht von Annie Britchett spricht daher nicht gerade für eine tiefe Bedeutung der Warnungsfarben. Interessant waren die Beobachtungen, daß die Eidechsen weder tote Insekten, noch solche angriffen, die sich ruhig verhielten. Am meisten scheuten die Eidechsen die Kerbtiere zum Opfer, die sehr beweglich waren. Ob daher ein Tier Warnungsfarben besitzt oder nicht, es wird selten angegriffen werden, wenn es sich ruhig verhält. Sobald es sich aber bewegt, muß es sich bemerken. Auch ein unscheinbar gefärbtes oder gar feiner Umgebung gut angepasstes Tier wird aber, wenn es sich bewegt, immer verraten, und es wird dem lauernden Feinde in die Hände fallen. Danach würden die Warnungs- und Anpassungs-farben wenig Wert besitzen. Indes sind die Beobachtungen durch die nur mit einigen Eidechsen vorgenommenen Experimente noch nicht abgeschlossen. Vordehand ist es noch Sache des Glaubens, ob man gewisse grelle Zeichnungen als Warnungsfarben betrachten will oder nicht. — a. b.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 68, Lindenstrasse 69, zu richten.

Abdruck des Inhalts verboten